

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 109.

Dienstag, 11. Mai.

1915.

Klippen.

(16. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schebe-Peller.

Nachdruck verboten.

Er wußte, daß sie ihn liebte, heiß und tief, wie er sie. Da mußte die Zeit kommen, wo die Liebe auch bei ihr alle Schranken überwinden würde, um sich eine siegreiche Bahn zu brechen.

„Wann werde ich Ihre Antwort haben?“

„Wenn Sie wiederkommen, heute über acht Tage.“

„Nein, — Hilde — wenn Ihre Antwort ein Ja bedeutet, dann kommen Sie selbst und bringen Sie mir dies Wort in das Zimmer, das voll ist von dem Gedanken an Sie —“

Er lächelte still für sich hin: „Wie ich auf Sie warten werde — zählen die Tage und Stunden — und dann werden Sie kommen — sich setzen in den Sessel an meinem Schreibtisch, in dem ich selbst so oft an Sie gedacht und nach Ihnen mich gesehnt habe — immer nur nach Ihnen — und dann wird der Traum Wirklichkeit werden — sie ist da — ich nehme Ihre Hand — wir gehen zusammen ins Märchenland —“ Er blickte vertraut zum Garten hinaus.

Er fragte nicht — bat nicht mehr — er war so sicher, daß sie kommen würde. Und Hilde, trotz der mahnenden Stimme in ihr, fand nicht den Mut, seine Freude zu zerstören. Sie warf die Vorhänge über Bord und sagte: „Ja, ich werde selber kommen.“

Er faßte ihre Hand und hielt sie einen Augenblick fest — und ein Jauchzen und Frohlocken rauschte durch ihre Seelen.

Aus dem Nebenzimmer klang helles Kinderlachen, im nächsten Augenblick ging die Tür auf, und Röschen sprang Nickling entgegen:

„Denk dir, Onkel Hans, unser kleiner Hund, versucht jetzt zu laufen und rollt wie eine Kugel auf dem glatten Parkett hin und her. Er sieht zu drollig aus. Sieh dir's mal an.“

Und sie zog ihn in ihr Schulzimmer hinein. Da lachten sie beide, und in einem plötzlichen Ausbruch von Freude hob er sie hoch und küßte sie.

„Onkel Hans, nun mußt du uns eine Geschichte erzählen.“

„So?“

„Ja, du hast es mir doch das letzte Mal versprochen, und ein Märchen soll es sein, und Mama soll auch zuhören.“

„Dann rufe deine Mutter, daß sie zu uns kommt.“

„Ich verstehe jedes Wort durch die geöffnete Tür“, meinte Frau Roswald lachend, „Märchen höre ich fast so gern wie mein Röschen — sie sind immer viel schöner als die Wirklichkeit.“

„Nein, nicht immer“, versetzte Nickling und setzte sich an seinen gewohnten Platz, Frau Roswald gegenüber; „denn manchmal hat das Märchen Mitleid mit den Menschen und verläßt Wälder und Auen, um in ihren Alltag Poesie zu bringen.“

„Erzähle, erzähle!“ drängte Röschen und hielt seine Hand in den ihren fest. „Ich lasse dich nicht los, bis du die Geschichte angefangen hast.“

„Also ein Märchen soll es sein — laß mich erst nachdenken“ — er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und hüllte in einen innigen Blick die anmutige Gestalt der Mutter und die knospende Schönheit des Kindes ein. Und wieder durchströmte ihn dasselbe stürmische Glück bei dem Gedanken, daß er sie vielleicht bald sein eigen nennen würde.

Ein Märchen sollte er dem Kinde erzählen? War sein Leben selbst nicht in ein Märchen verwandelt worden? Sollte er nicht von dem Glück erzählen, das ihm wie ein Wunder in seiner Einsamkeit erstanden war?

Da begann er zu erzählen:

„Es ist die Geschichte eines Röschens aus dem Sonnenland. Du kannst es jetzt noch nicht ganz verstehen; aber du wirst es hören und behalten und vielleicht später selbst erleben.“

Die Menschen haben das Märchen längst vergessen; aber die Vögel kennen es noch und erzählen es sich gegenseitig, wenn der Frühling kommt!

Es war einmal eine Rosenknospe.

Sie wohnte im Lande der Sonne. Saß auf einem schlanken Stiel und streckte ihr rosiges Köpfchen aus der zierlichen Gaskrause ihres grünen Kelches.

Ihre Augenlider waren geschlossen. Ihr Herz war tief unter schimmernden Rosenblättern verborgen — keiner konnte es sehen, nur der innige Duft, der ihm entquoll, ließ seine versteckte Glut ahnen.

Die Lippen sprachen nie. Sie öffneten sich nur manchmal, um leise zu lächeln und das Sonnenlicht zu trinken.

Die Andacht und das Schweigen dieser Knospe umgaben sie mit dem Zauber des Geheimnisvollen und Unergründlichen.

Die Sonnenstrahlen küßten sie jeden Morgen auf den rosigen Mund, aber das Herz konnten sie nicht erreichen.

Die Bienen summten und schwirren um sie her und bohrten laut, den Honig ihrer Liebe zu schöpfen.

Die schönsten Schmetterlinge flatterten um ihre Krone und feierten sie wie eine Königin. Sie kamen des Morgens mit dem erwachenden Tag und luten:

„Tu deine Lider auf. Laß uns deine goldschimmernden Augen sehen!“

Sie brachten ihre Liebe auf leichten, glänzenden Flügeln und flegten:

„Laß uns heute Hochzeit halten. Die Sonnenstrahlen spinnen dir das Brautkleid. Schenk uns dein Herz, so lange der Sommer blüht und die Erde vor Wonne überfließt.“

Aber die Rosenknospe rührte sich nicht. Die Augen blieben geschlossen. Die Lippen stumm. Sie duftete nur und lächelte.

Sie wartete auf das „Wunderbare“, von dem die Nachtigall in einer Liebesnacht gesungen hatte.

Da hörte sie eines Morgens die lauten Rufe einer übermütigen Schmetterlingschar, die einen anderen Schmetterling verfolgte;

„Sagt ihn fort! Er ist ein Sonderling — er gehört nicht zu uns! Er will höher fliegen, als wir alle und trauert auf einsamen Felsen, statt wie wir in den Sonnenstäubchen herumzutollen und Hochzeit mit den Rosen zu halten!

„Fort — fort mit ihm!“

Die Rosenknospe lauschte klopfenden Herzens.

„Der arme Schmetterling“, dachte sie „vielleicht wartet er auf das „Wunderbare“ und sucht es droben auf einsamen Höhen.“

Und um ihn zu sehen, hob sie ein wenig ihre rosigen Augenlider.

Da erblickte sie über sich einen großen Schmetterling mit dunkelbraunen Samtflügeln und Augen, die sehnsüchtig auf ihr ruhten.

„Darf ich wiederkommen?“ fragte er bebend.

„Ja“, hauchten die roten Lippen und schlossen sich wieder.

Die Rosenknospe träumte die ganze Nacht, und ihr Herz zitterte unter den geschlossenen Rosenflügeln.

Am frühen Morgen, als Vögel und Blumen noch schliefen, erschien der dunkle Schmetterling und breitete seine weichen Flügel über dem Röschen aus.

Sie sehnten sich beide nach dem Wunderbaren, aber sie kannten es noch nicht.

Er fror, denn er hatte auf dem kalten Fels oben in den Bergen geschlafen.

Er weinte, weil er einsam war und ihm keiner beistand.

Er schwieg; denn die Sehnsucht findet nie Worte, um sich auszudrücken.

Da entfalteten sich langsam die zarten Rosenblätter. Der berausende Duft der Liebe entquoll dem weitgeöffneten Blumenkelch. Der Schmetterling senkte sich mit sehnsüchtigem Seufzer in das Purpurherz der Rosenbraut, und schweigend erlebten sie beide das „Wunderbare“ der großen seligen Liebe.“

Das Märchen war zu Ende.

Es war so still in dem trauten Raum, daß man das Schattenweben der Dämmerung in den Winkeln zu vernehmen glaubte.

„Ach, Onkel Hans“, unterbrach Röschen das Schweigen, „ich möchte eine Rosenknospe sein, um den dunklen Schmetterling lieben zu können.“

Er lächelte: „Wer weiß, vielleicht wirst du später das Märchen erleben. — dann wirst du an mich zurückdenken, nicht wahr?“

Er küßte das Kind und nahm Abschied von der Mutter.

Und ihm war, als er nach Hause zurückkehrte, als habe sich die ganze Welt um ihn her in ein Rosenmärchen verwandelt.

Und so zwischen Sehnen und Hoffen wartete er auf den Tag der Entscheidung.

Seine Frau ging still neben ihm her — nichts ahnend von dem, was ihn bewegte — immer denkend, daß der Sturm sich langsam verzog und die Sonne bald wieder durch das Gewölk brechen würde — harrend auf die Stunde, da sie ihm alles erzählen und er das Wort der Veröhnung sprechen würde.

XI.

Der Tag der Entscheidung kam.

Die stille Wehmut der Dämmerung kämpfte in seinem Arbeitszimmer mit dem sorglosen Tag.

Es war, als könne sich dieser Tag nicht zum Sterben entschließen, und vergeblich wartete die Nacht, um den entschlipfsten Lichtgott in ihrem Schoße wieder einzufangen.

Ganz langsam nur stahlen sich die Sonnenstrahlen zu den Fenstern hinaus und verbreitete sich in den Zimmerdecken das Grau des nahenden Abends.

Da wurde Frau Roswald angemeldet. — In Niakings Herzen wogte und brauste es von stürmischen Empfindungen — und im nächsten Augenblick stand sie vor ihm und brachte ihm in ihren strahlenden Augen das strahlende Glück.

Sie hatte nicht mehr gegen ihre Liebe gekämpft. Sie sah in der Untreue von Niakings Frau einen sittlichen Grund zur Ehescheidung, der all ihre früheren Bedenken zum Schweigen brachte.

Da nun seine Frau ihn nicht mehr liebte, hatte er das Recht, die unmöglich gewordene Ehe zu lösen; und sie durfte ihm nun alles sein. Keine Klippen durften ihnen mehr den Weg zum Glück versperren.

Ihr Widerstand war gebrochen.

Sie war gekommen.

Die Hände — die Augen — die Lippen — die er so heiß geliebt hatte, — sie waren nun sein — sie selber brachte sie ihm.

War es kein Traum?

War sie es selbst, die dort an seinem Schreibtische, an seinem Plafce saß?

War es wahr geworden? Durften sie sich nun lieben, so wie sie kämpfend und entlagend sich hatten lieben müssen?

So vieles hatten sie sich sagen wollen — seit Tagen, jeder für sich diesen Augenblick sich ausgemalt. — Er hatte sie fragen wollen, ob sie gewiß nie später diesen Schritt bereuen würde, daß sie zu gut für ihn sei — und sie wollte ihm alle ihre Fehler auseinandersetzen, ihm die Schattenseiten zeigen, damit er später nicht in ihr enttäuscht sei. —

Und nun verstummten sie beide.

Sagten kein Wort von dem, das sie hatten reden wollen.

Brachten nur über die Lippen ein stammelndes: „Ich liebe dich!“

Erbebten bei dem Wort, das so alt ist wie die Menschheit und doch jeden, der es hört, so berührt, als habe er es nie vernommen, als sei es für ihn und nur für ihn geschaffen worden.

Es war, als stünde plötzlich das Leben um sie still und ruhe über ihren Häuptern das Schicksal, das mit schwerer Hand in die eilenden Wolken die wirren Linien unserer Zukunft zeichnet.

Sie vergaßen alles. Wußten nichts von ihrer Liebe und ihrem Glück.

Sie reichte ihm die Hände, die nun ihm gehörten.

Er nahm sie in die seinen —

„Gilde — Gilde“, er durfte sie nun so nennen. Der Name war auch sein geworden.

Da zog er sie an sich und fühlte auf ihren Lippen ihre Seele und schloß ihre Augen mit einem Kuß — und als sie sich wieder öffneten, strahlten sie die Liebe ihm entgegen, die er hineingefenkt hatte.

War sie es wirklich? War es kein Traum?

Plötzlich mitten in Glück und Leidenschaft packte ihn die Angst, wie schon früher einmal, als er droben auf den Rabenklippen, angesichts des Sonnenlandes, mit ihr gestanden war.

„Es war ein Traum — es kann nicht wahr sein — das Glück ist zu groß — ich werde auf einmal erwachen und sehen, daß du fortgegangen bist und mich allein zurückgelassen hast —“. Sie erbebte ob der Leidenschaft, die seine Stimme zerriff.

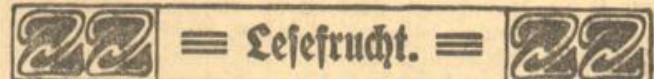
„Es ist kein Traum, Hans“, wie sie den Namen aussprach, so weich, so warm, daß ihm war, als habe ihr Herz ihn für ihn erfunden —

Und nun zog sie ganz leise seinen Kopf an ihre Brust und streichelte ihm die Stirn.

„Es ist kein Traum. Es ist wahr. Wir stehen im Sonnenland und werden immer darin bleiben.“

Da schaute er zu ihr empor — lang — innig.

Das Sonnenland war sie. Wo sie war, würde es immer Frühling sein. (Fortsetzung folgt.)



Zusammengehört als Deutsche haben wir ja immer; wir waren ja stets Brüder, wir haben es nur nicht immer getruht. Bismarck.



(Nachdruck verboten.)

Die Technik der Feldbefestigung.

Von Th. Wolff-Friedenau.

II.

In dem vorigen Artikel der „Technischen Streifzüge“ haben wir uns mit der Geschichte und den allgemeinen Grundzügen der Feldbefestigung befaßt und wollen uns nunmehr näher mit der Einrichtung und Technik der Schützengräben nebst ihrem System von Deckungs- und Laufgräben, welches die vorherrschende Art der Feldbefestigung im modernen Kriegswesen und insbesondere in dem gegenwärtigen Weltkriege ist, beschäftigen.

Der Zweck, dem die Schützen-, Deckungs- und Verbindungsgräben dienen, die Eigenart der sich hier abspielenden Kampf Tätigkeit und endlich der wochen- und monatelange Aufenthalt der Truppen selbst machen besondere Einrichtungen und Anlagen notwendig, die je nach der Art des Grabens sehr verschieden sind. Die Schützengräben haben starke Brustwehren, die durch flache Erdaufschüttungen über der Vorderwand des Grabens hergestellt werden und dem Mann gegen die direkte Beschießung aus feindlichen Gewehren Schutz bieten. Durch Einschnitte in diesen aufgeworfenen Erdhügeln vor dem Graben oder auch durch Sandsäcke, zwischen denen schmale Luken gelassen sind, werden Schießscharten gebildet, durch welche der Schütze, während er selbst hinter der Brustwehr in Deckung steht, sein Gewehr gegen den Feind richtet. Schulterwehren hingegen sind bestimmt, die Schützen in den Gräben gegen die seitliche Wirkung einfallender und zersprengender feindlicher Artilleriegeschosse, Granaten usw. zu schützen. Diese Schulterwehren bestehen aus Querwänden, welche sich in Abständen von etwa 10 Metern innerhalb des Grabens erheben und entweder dadurch hergestellt werden, daß beim Ausheben des Grabens das Erdreich an diesen Stellen stehen gelassen ist oder daß Sandsäcke hier aufeinandergelegt werden. An den Stellen, wo sich Schulterwehren befinden, wird der Graben bogenförmig um diese herumgeführt, so daß die Verbindung innerhalb des gesamten Grabens erhalten bleibt. Mit Hilfe von Kisten und Tonnen werden in die Böschungen der Gräben größere und kleinere Nischen hergerichtet, die der Unterbringung von Munition, Gepäck, Trinkwasser, Lebensmitteln, tragbaren Scheinwerfern, sowie auch zum Anlegen der Ferngläser, Entfernungsmesser, Karten, Leuchtpistolen, Fackeln und sonstigem Gerät dienen. Der Boden ist mit Brettern, Bohlen, Strauchwerk und Stroh belegt, durch welche Schutz gegen das andringende Grundwasser geschaffen wird, während die Wände mit Zeltbahnen, Wolldecken, Strohlagen usw. bekleidet werden. Wo es möglich ist, wird der Graben auch nach oben hin durch ein Dach aus mit Erde und Strauchwerk bedeckten Bohlen abgeschlossen, das nicht nur Schutz gegen Regen, Schnee usw. bietet, sondern den Graben auch der Sicht der feindlichen Flugfahrzeuge und Luftschiffe entzieht. Nur ein Teil der Mannschaften des Schützengrabens steht schußbereit an der Brustwehr, beobachtet das feindliche Gelände und beschießt jedes sich zeigende menschliche Ziel; der andere Teil der Mannschaften, der sich mit jenen natürlich in regelmäßiger Folge ablöst, hält sich in geschützter und gedeckter Unterkunft innerhalb des Grabens auf. Diese besteht aus Erdlöchern, Nischen, Unterschlupfen, gezimmerten Unterständen und ähnlichen Einrichtungen, die in der Rückwand des Grabens angelegt sind und von den Mannschaften so fest und zugleich so wohnlich, als es sich nur ermöglichen läßt, eingerichtet werden. Freilich machen der beschränkte Raum wie überhaupt die gesamten Bedingungen, unter denen der Mensch hier lebt, kaum eine andere als nur die notdürftigste Unterkunft möglich. Tätigkeit und Aufenthalt in den Schützengräben sind der härteste und schwerste Teil der Kriegsarbeit und erfordern den größten Heldenmut sowohl im Ausharren inmitten der Gefahren durch den Feind wie auch im Ertragen von Strapazen. Das Stärkste und Schwerste, was soldatische Kraft zu leisten und zu ertragen vermag, wird hier getan.

Die Deckungsgräben, die hinter den Schützengräben und parallel zu diesen liegen, sind im allgemeinen ebenso wie die Schützengräben eingerichtet. Doch ist hier Raum

und Möglichkeit für die Schaffung von mehr und auch geräumigeren und besser ausgeführten Unterkünften vorhanden. Diese können hier mit Brettern, Bohlen, Wellblechen und ähnlichem Material besser ausgezimmert werden, so daß der Aufenthalt hier, wenn er freilich auch noch immer das meiste zu wünschen übrig läßt, doch nicht mehr ganz so hart ist wie in den Schützengräben; können hier doch sogar kleine Öfen eingebaut und so für eine geringe Heizung der Räume gesorgt werden, was in den Schützengräben verboten ist, da der aufsteigende Rauch dem Feinde den Ort verraten würde. Auch die Feldküchen können meistens bis an die Deckungsgräben herangefahren werden und die hier liegenden Mannschaften mit warmem Essen versorgen, zu welchem Zweck besondere Deckungen für die Feldküchen in der Nähe der Gräben geschaffen werden müssen. Hinter den Deckungsgräben endlich befinden sich Anlagen und Unterkünfte für die Unterbringung der Reserven. Diese bestehen aus gut gezimmerten, festen und geschlossenen Lager- und Erdhütten aus Holz, die von den Pionieren gebaut werden. Solche Hütten werden zum besseren Schutz gegen die Kälte wie auch gegen das feindliche Feuer in die Erde versenkt bis zu einer Tiefe von etwa dreiviertel Meter; nur wenn die Erdwände bekleidet, eine Dielung hochverlegt ist und außerdem täglich geheizt und gelüftet werden kann, kann die Hütte noch tiefer versenkt werden. Ofen und Rauchabzug sind miteingebaut, und das Bretterdach erhält, wenn möglich, einen Belag aus Dachpappe, die das Eindringen von Nässe verhütet. Zumeist wird die Dachfläche noch mit der bei der Ausgrabung gewonnenen Erde bedeckt, und die so hergestellte Erddecke auf dem Dache bietet bei genügender Stärke auch gegen Sprengstücke feindlicher Granaten Schutz und Sicherung. Einrichtungen zum Anhängen der Gewehre, zum Ablegen der Tornister usw. sind ebenfalls vorgesehen, Bänke, Lagerstätten ebenfalls, und im übrigen bleibt es den Mannschaften, denen diese Räume zum Aufenthalt dienen, überlassen, sich diese durch weitere Einrichtungen und durch Verwendung aller möglichen Einrichtungsgegenstände, Möbelstücke usw., so weit sie solcher habhaft werden können, so wohnlich und gemütlich zu machen, als es ihnen nur möglich ist. Manche Mannschaften entfalten in der Ausstattung der Lagerhütten, in der Herbeischaffung und Verwendung aller möglichen Gegenstände und der wohnlichen Ausstattung des Raumes eine wahre Genialität.

Die Laufgräben endlich, die der Verbindung der Schützengräben mit den Deckungsgräben dienen, haben auch noch andere Aufgaben zu erfüllen. Nicht nur, daß sie gelegentlich auch für Kampfwert erhalten müssen und demgemäß eingerichtet sind, befinden sich hier auch in geschützter Stellung die Zellen für die telephonische Leitung, durch welche die einzelnen Teile der gesamten Befestigung untereinander und letztere selbst mit der dahinterliegenden Kommandostelle verbunden sind. Hier münden auch die Entwässerungskanäle aus, die aus den Schützen- und Deckungsgräben das Wasser ableiten, das sich durch Vortreten des Grundwassers sowie auch durch Regen und Schnee dort ansammelt; auch die Aborte befinden sich hier und sonstige notwendige Einrichtungen, für die in den Kampfgräben selbst kein Platz ist. In sumpfigem Gelände ist man dazu übergegangen, die Gräben aus Zement zu bauen, wie es beispielweise bei den deutschen Befestigungsanlagen in der Nähe der Aisne ist, wo das Grundwasser schon wenige Fuß unterhalb der Erdoberfläche hervortritt. Die Erfolge, die mit dieser Bauweise erzielt worden sind, sind ausgezeichnete und wenn diese nicht allgemein zur Anwendung kommt, so nur deswegen nicht, weil sie sehr schwierig und umständlich ist und nur in beschränktem Maße durchgeführt werden kann. Bei der ganzen Anlage und Bauart endlich ist darauf Bedacht genommen, daß die Gräben nicht nur für einen wochen- und monatelangen, sondern nötigenfalls auch für einen jahrelangen Aufenthalt bestimmt sind und dementsprechend dauerhaft ausgeführt sein müssen.

Bemerkt sei noch, daß man im gegenwärtigen Kriege auch Versuche angestellt hat, die Gräben der Feldbefestigung, die bisher immer mit Hand und Spaten von den Truppen hergestellt wurden, durch Maschinen herstellen zu lassen, in der Hoffnung, auf diese Weise die notwendigen Arbeiten schneller und leichter ausführen zu

Zu diesem Zweck sind fahrbare Maschinen konstruiert worden, die Pflügen ähneln und vermittelt großer und starker Pflugscharen den Boden aufgraben. Die Pflugscharen werden durch einen eingebauten Motor angetrieben, fortbewegt hingegen werden die Maschinen durch vorgespannte Pferde; einige dieser Maschinen sind auch als Automobile konstruiert, bei denen also sowohl die Bewegung der Pflugscharen wie die Fortbewegung des Fahrzeuges durch Motorkraft ausgeführt wird. Beim Vorwärtsgehen zieht die Maschine den Graben in den bestimmten Abmessungen, wobei sie zugleich das ausgehobene Erdreich seitwärts abwirft, und es gewährt einen eigenartigen Anblick, eine solche fahrbare Maschine arbeiten zu sehen, wie sie sich mit den schnell und heftig arbeitenden Pflugscharen am Hinterteil in den Erdboden einwühlt und in ununterbrochener Tätigkeit einen Graben hinter sich herzieht. Diese Maschinen sollen nicht nur bei weichem, sondern auch bei hartem oder gefrorenem Boden, der dem Graben mit dem Spaten viel Schwierigkeiten bereitet und oftmals sogar die Anwendung von Sprengmitteln erfordert, zu verwenden sein. Vorläufig freilich befinden sich diese Maschinen erst im Stadium des Versuchs, und ob sie jemals in größerem Umfange an die Stelle der handarbeitenden Grabenarbeiter treten können, muß erst die Zukunft lehren. Im französischen Heere sind einige solcher Maschinen im Gebrauch.

Eine bedeutende Verstärkung erhalten die Feldbefestigungen dann aber noch durch die vor den Schützengräben angelegten Hindernisse, durch welche es verhindert werden soll, daß sich der Gegner nahe an die Gräben heranschleichen kann, ebenso wie hierdurch der Sturmangriff von feindlicher Seite auf die Gräben erschwert oder ganz unmöglich gemacht werden soll. Die Herstellung dieser Hindernisse, die natürlich ebenfalls nach ganz bestimmtem System erfolgt, ist ein besonderer Zweig der pioniertechnischen Tätigkeit. Von vornherein müssen die Hindernisse so angelegt werden, daß sie der Sicht des Feindes entzogen sind, ohne aber das eigene Feuer zu behindern. Ein sehr wirksames Hindernis sind die Stacheldrahtnetze, die aus zahlreichen größeren und kleineren und in sehr unregelmäßiger Weise in den Erdboden eingerammten Pfählen bestehen, welche letztere durch Stacheldraht miteinander verbunden sind. Derartige Hindernisse können wirksam nur durch Sprengung vernichtet werden. Wo es möglich ist, werden die Drähte auch noch elektrisch geladen und ständig unter hoher Spannung gehalten, so daß der heranschleichende Feind, der die Absicht hat, die Drähte zu zerstören bzw. zu zerschneiden, beim Berühren derselben sofort von einem starken und tödlich wirkenden elektrischen Schlag getroffen wird. Andere Hindernisse bestehen in Verhauen aus Bäumen und Ästen, die im Boden verankert werden, und dicht nebeneinander stehend oder liegend, dem anstürmenden Gegner ihre Spitzen darbieten, ferner aus Verpfählungen aus zahlreichen kleinen und spitzen Pfählen, die so dicht in den Boden nebeneinander eingeschlagen sind, daß der Fuß nicht dazwischen gesetzt werden kann. Ein sehr starkes Hindernis sind auch Wolfsgruben; diese bestehen aus steil geböschten, bis zu 2 Meter tiefen kegelförmigen Erdlöchern, die in mehreren Reihen dicht hintereinander angelegt werden; in die Gruben werden starke Pfähle eingetrieben, die oben angespitzt sind. In Verbindung mit Drahthindernissen oder auch mit Minen bilden solche Wolfsgruben ein Hindernis, das ebenso schwer zu beseitigen wie zu überwinden und bei genügender Bewachung nahezu uneinnehmbar ist. Geradezu raffiniert hat sich die Kriegstechnik in der Ausdenkung solcher und anderer Hindernisse erwiesen, die zugleich auch zu den grausamsten Mitteln der Kriegführung gehören.

So stark, so furchtbar und unüberwindlich scheinend die Hindernisse aber auch angelegt sind, so müssen dennoch Mittel und Wege gefunden und angewandt werden, um sie überwinden zu können, dann nämlich, wenn es gilt, einen Sturmangriff auf die feindlichen Gräben vorzubereiten, zu welchem Zweck zuvor die feindlichen Hindernisse wenigstens so weit zerstört werden müssen, daß eine Sturm-gasse gebildet werden kann. Im Dunkel der Nacht suchen sich die Patrouillen der Pioniere bis an die feindlichen Hindernisse heranzuschleichen, die Drahtverhaue mit Drahtscheren zu zerschneiden, die Wolfsgruben zuzuwerfen, die Verhaue und Barrikaden durch Sprengung zu zerstören und so den Weg für den Sturmangriff der Infanterie auf die gegnerischen Stellungen vorzubereiten. Aber auch der Feind ist auf der Wacht, ist auf ständiger Hut vor heranschleichenden können, was aus vielen Gründen sehr erwünscht wäre.

Pionierabteilungen des Gegners und eröffnet, wo er solche gewahrt wird, sofort ein wütendes Feuer nach der verdächtigen Stelle, das so manchem der kühnen Pioniere das Leben kostet, oft auch die Ausführung des geplanten Zerstörungswerkes unmöglich macht, so daß sie mit schweren Verlusten zurückgehen müssen, wenn sie nicht, was auch leicht möglich ist, in den Hindernissen des Feindes zu Fall kommen und hier den Tod finden oder gefangen genommen werden. Unermüdliche Ausdauer, List und todesverachtende Kühnheit muß der Pionier entfalten, soll es ihm gelingen, die Aufmerksamkeit des Gegners zu täuschen und bis an die feindlichen Hindernisse vorzudringen, um hier durch Zerstörung eines Teils derselben, die Sturm-gasse für die Kameraden von der Infanterie frei zu machen. Kommt es dann zum Sturm, so sind es die Pioniere, die allen anderen voranstürmen, um die letzten Hindernisse mit Scheren und Handgranaten zu beseitigen. Ist dann die feindliche Stellung genommen worden, so heißt es nunmehr für die Pioniere, die Hindernisse und sonstigen Befestigungswerke, die sie mit allen Mitteln zu zerstören trachteten, mit Blitzesschnelle wieder instand zu setzen und zu verstärken und so die gewonnene Stellung gegen Rückeroberungsversuche des hinausgeworfenen Gegners, die erfahrungsgemäß niemals lange auf sich warten lassen, ausreichend zu sichern.

So spielt sich der Kampf ab, zumeist unterirdisch und unsichtbar und so gänzlich verschieden von dem wilden Getümmel der Schlachten früherer Kriege. In ihren Gräben verschanzt, geschützt und gedeckt vom Schoß der Erde, liegen die Gegner voreinander auf der Lauer, tage-, wochen- und monatelang, und die herüber und hinüber wechselnden Gewehr- und Artilleriegeschosse ändern nichts an dem fast eintönigen Bilde dieser auf der Lauer liegenden gegenseitigen Verteidigung, wie sie die Art des Stellungskrieges ist. Ein Beschauer, der über den Gräben auf dem Kampffelde stände, käme vielleicht kaum auf den Gedanken, daß der Boden auf dem er steht, ein Schlachtfeld ist. Dann aber ändert sich plötzlich mit einem Male dieses eintönige Bild. Auf der gegnerischen Seite lösen sich einige, dann blitzschnell weitere menschliche Gestalten aus dem Schoß der Erde, und plötzlich tauchen dort an allen Enden und Ecken, die gesamte Front entlang, die Gegner aus der Erde empor, reihen- und scharenweise stürzen sie hervor, suchen sie sprungweise oder im stürmenden Laufe die feindlichen Stellungen zu erreichen, um deren Verteidiger im blitzschnellen Angriff zu überraschen, niederzumachen oder gefangen zu nehmen und die Stellungen zu erobern. Aber die Verteidiger sind auf dem Posten. Die Signale schallen durch die Gräben, und ebenso blitzschnell wie die Angreifer stürzen alle Mannschaften in den Schützengräben aus den Unterküften an die Waffen, aus den Deckungsgräben werfen sich die Reservisten dem verwegenen Angriff entgegen, und zugleich mähen die Maschinengewehre in die Reihen der Angreifer als willkommenes Ziel hinein, während die Geschütze den Hagel ihrer Geschosse brüllend verdoppeln. Dann brüllt und tobt die Schlacht wie nur je, dann kommt es zum Nahkampf, zum Kampfe Mann gegen Mann, in welchem Handgranate und Bajonett ihre furchtbare Rolle spielen, dann ist das Bild der Schlachten wieder lebendig geworden, wie es in allen Kriegen war und in allen Kriegen wieder sein wird. Bis zur Entscheidung tobt dieser erbitterte Kampf, bis der Angriff blutig zurückgeschlagen oder es dem Gegner gelungen ist, die angegriffenen Stellungen zu erobern und siegreich zu behaupten. Und ist nach stundenlanger blutiger Arbeit der offene Kampf in dieser oder jener Weise entschieden, dann folgt wieder der zähe und unheimliche unterirdische Kampf in den Gräben bis — zum nächsten Sturm.

In den Arbeiten der Feldbefestigung, der Anlage und dem Ausbau der eigenen und der Zerstörung der feindlichen Stellungen und Hindernisse, die in dem gegenwärtigen Kriege zu so ungeheurer, alle Erfahrungen der Vergangenheit überragender Bedeutung geworden sind, bekundet sich einer der wichtigsten, freilich auch schwierigsten und gefährlichsten Zweige der heutigen Kriegs- und Pioniertechnik, die mit die stärksten Mittel für Verlauf, Ausgang und Entscheidung des gewaltigen Völkerkrieges liefert. Das, was die deutschen Pioniere und mit ihnen allgemein die deutschen Truppen überhaupt auf dem Gebiete der Feldbefestigung geleistet haben, Leistungen, die sich denjenigen der Gegner kaum weniger überlegen erweisen wie die deutschen 42-Zentimeter-Mörser den feindlichen Geschützen, ist eine der wichtigsten und und sichersten Grundlagen für den schließlichen Erfolg der deutschen Waffen.